Indiana Tribüne.

Tägliche und Sonntagsausgabe.

Office: 62 S. Delaware Str.

[Entered as second-class matter at the Postoffice at Indianapolis, Indiana.]

Abonnements-Preise:

Tägliche Ausgabe.....12 Cts. per Woche.
Sonntagsausgabe.....5 Cts. per Nummer.
Beide zusammen.....15 Cts. per Woche.

☞ Das Tagblatt erscheint jeden Nachmittag um 2½ Uhr. Die Sonntagsausgabe erscheint des Morgens.

Tribune Publishing Company.

Indianapolis, Ind., 23. Mai 1882.

Wichtige Entscheidung.

In Sachen Tompkins und Hill gegen Halleck in Boston wurde von dem Plenum des Obergerichts des Staates Massachusetts eine höchst wichtige Entscheidung gefällt. Die Besitzer von Wallack's Theater, Tompkins und Hill, hatten das Recht erworben, das Drama „The World" aufführen zu dürfen. Der Besitzer der „Alhambra" in Boston, Halleck, hatte zwei Männer, Byron und Mora, angestellt, der Aufführung des Stückes in Wallack's Theater wiederholt beizuwohnen, und diese hatten sich das Stück selbst, sowie die scenische Einrichtung desselben eingeprägt und Halleck mitgetheilt.

Gegen die Aufführung des Stückes in der Alhambra hatten Tompkins und Hill einen Einhaltsbefehl beantragt, der letztere war auf Appellation Halleck's für hinfällig erklärt worden. Das Obergericht hat letztere Entscheidung umgestoßen, den Einhaltsbefehl für definitiv erklärt und motivirt seine allen seitherigen Präjudizien widersprechende Entscheidung wie folgt: „Es ist dem Collegium sehr wohl bekannt, daß vor zwanzig Jahren Laura Keene mit dem Gesuche um Schutz ihres Eigenthumsrechtes an ihrem Lustspiele: „Our American Cousin" aus dem Grunde abgewiesen wurde, weil es nicht als ein Eingriff in die Rechte eines Autors angesehen werden könne, wenn jemand einer Vorstellung des betr. Stückes beiwohne, letzteres seinem Gedächtnisse einpräge und von dieser seiner Kenntniß alsdann beliebigen Gebrauch mache. Diese Entscheidung ist seither nicht blos in Mussachusetts als maßgebend angesehen, sondern auch in anderen Staaten den Entscheidungen der Gerichte zu Grunde gelegt worden. Die Entscheidung ist aber durchaus falsch. Durch die Bezahlung des Eintrittsgeldes zu einer Theater-Vorstellung erwirbt man nichts weiter, als das Recht, der betreffenden Vorstellung beiwohnen zu dürfen. Man mag sich das, was man hört, einprägen und damit in Gedanken und gesprächsweise beschäftigen, aber das Eingeprägte zu einer öffentlichen Reproduktion zu verwenden, ist ebenso gut ein Eingriff in die Rechte des Autors, wie es ganz gemeiner Diebstahl! sein würde, wenn ein Theaterbesucher eines der in der Vorstellung gebrauchten Requisiten sich heimlich aneignen wollte."

Der Gouverneur New York's

macht von seiner Veto-Gewalt einen ausgiebigen Gebrauch, wie das auch sein Vorgänger, Herr Robinson, that. Kürzlich sandte er an einem Tage fünf ihm zur Bestätigung unterbreitete Bills ohne seine Unterschrift an die Legislatur zurück. Eine dieser von dem Senate und dem Hause der Gesetzgebung angenommenen Bills bezweckte nichts Anderes, als eine Verkürzung der Arbeitszeit der Angestellten der städtischen Bureaux in New York, Brooklyn und Albany. Diese Herren, welche bisher noch Niemand im Verdacht gehabt hat, daß sie sich überarbeiten, wollten nämlich nicht nur den Sonntag, sondern auch den Samstag-Nachmittag frei haben und wußten es durchzusetzen, daß von der Legislatur eine Bill angenommen wurde, nach welcher die städtischen Bureaux in den genannten drei Städten am Samstag um 12 Uhr Mittags geschlossen werden sollten. Der Gouverneur ist jedoch anderer Ansicht. Er erklärte, die städtischen Bureaux seien nicht sowohl der Beamten und Angestellten wegen da, als vielmehr des Publikums wegen und dürften deshalb zu einer Zeit, in welcher andere Geschäfte offen seien, nicht schließen.

Eine andere jener fünf, von Gouverneur Cornell mit seinem Veto belegten Bills bestimmte, daß zu Direktoren und Verwaltern staatlicher, für Frauen und Kinder bestimmter Wohlthätigkeits- und Besserungsanstalten nur Frauen ernannt werden sollten. Der Gouverneur bemerkt zu dieser Bill, daß sich bereits zwei Frauen in derartigen Stellungen befänden, und zwar kraft ihrer Ernennung durch den Gouverneur und den Senat der Legislatur; daß man vor zwei Jahren sich vergeblich nach zwei Frauen umgesehen habe, welche bereit gewesen wären, derartige Stellungen anzunehmen, und daß gerade solche Frauen, welche für derartige Stellungen geeignet seien, sich nicht leicht dazu verstehen würden, in sie einzutreten. Es sei daher zweckmäßiger, daß die Ernennungen für solche Stellungen denjenigen Autoritäten anheimgestellt blieben, von welchen sie bis jetzt gemacht worden seien.

Das Credit-System im Süden.

Die „N. Y. Sun" bringt eine Correspondenz aus Talladaya, Ala., in welcher des Längeren darüber geklagt wird, daß noch immer im Süden das „Pump-System" bestehe, wie es zu Zeiten der Sclaverei bestand. Die Pflanzer beziehen im Store auf Borg, was sie brauchen, fast das ganze Jahr hindurch, und nur einmal im Jahre bezahlen sie ihre Rechnungen, nämlich unmittelbar nachdem sie ihren Cotton zu Markte gebracht haben. Andere Correspondenten haben wiederholt geschildert, daß ein neuer Geist, neue Wirthschaft und in Folge dessen größerer Wohlstand im Süden eingezogen seien, und wir haben das um so lieber geglaubt, als es zum Besten aller Theile wünschenswerth war. Es scheint aber, daß diese Verbesserungen immer nur noch in kleineren Bezirken Platz gegriffen haben. Das Creditsystem ist ein größerer Fluch für den Süden als alle anderen Landplagen zusammengenommen. Es kostet der Arbeitskraft des Südens schon allein an Wucherzinsen fast die Hälfte ihres möglichen Reinertrags; aber das ist noch nicht das Schlimmste: es verhindert das Erblühen des Unternehmungsgeistes, der rationellen Bodenbenutzung, der höheren Geistesbildung und der Liebe zur Arbeit und zum Arbeiter. Ein großer Theil des Südens ist noch immer eine Art Peru, dem eine Bevormundung durch ein Chili noth thut. Die übermäßige europäische Einwanderung wäre statt eines überwiegenden Nachtheils für das Land ein unermeßlicher Segen, wenn sie nach dem Süden gelenkt und unter einer allgemeinen und ehrlichen Organisation betrieben werden könnte.

Resultate der Sonnenfinsterniß-Beobachtung.

Aus den verschiedenen Telegrammen über die Resultate der Beobachtungen der letzten Sonnenfinsterniß durch europäische Astronomen fassen wir folgendes zusammen: Die spectroskopischen Observationen der französischen Gelehrten haben dargethan, daß der Mond von einer Dunsthülle umgeben ist. Diese Entdeckung wird eine theilweise Umgestaltung der Ansichten über die physische Beschaffenheit des Mondes zur Folge haben. Wir sprachen seither von unserem nächsten Nachbar im Weltenraume als von einem der Luft und des Wassers entbehrenden Himmelskörper, als von einem ausgebrannten vulkanischen Gebilde, einer „todten Welt". Wenn der Mond eine Atmosphäre hat, dann pulsirt auch auf ihm pflanzliches und vielleicht animalisches Leben, wenn auch nicht in den „höheren" Formen, wie solche die Erde charakterisiren. Wir wissen aus täglicher Erfahrung, daß Luft und Wasser die unentbehrlichsten Vorbedingungen des Lebens sind, und das Vorhandensein von Gasen auf dem und um den Mond nöthigt uns zu der Ueberzeugung, daß dort Mischungen von Gasen existiren, welche entweder mit unserer Luft und unserm Wasser identisch sind, oder in andern Mischungsverhältnissen deren Stelle einnehmen. In jedem Falle gewinnt durch die neue Entdeckung die Annahme, daß der Mond belebt ist, an Wahrscheinlichkeit.

Die Entdeckung eines Cometen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Sonne ist von hohem Interesse. Der von Wells entdeckte Comet wird bekanntlich erst in drei Wochen in sein Perihel treten, und der neuentdeckte Wanderer kann sonach mit diesem nicht identisch sein. Wie kommt es nun, daß der neue Stern sich seither den Beobachtungen der Astronomen der ganzen Welt entzogen hat? Ist sein Schimmer so schwach, daß er nur zur Zeit einer Finsterniß für uns sichtbar werden konnte? Wenn die Astronomen diese Frage beantwortet haben, werden wir die Antwort berichten, betrachten aber die Entdeckung schon jetzt als eine äußerst interessante, weil seither noch nie eine Sonnenfinsterniß einen neuen Wandelstern vor das Rohr der Forscher gebracht hat.

Die Photographie hat ebenfalls neue Erfolge zu verzeichnen. Sie hat das Spectrum der Corona der Sonne und das Bild des Cometen fixirt, und von den ausführlichen Berichten der Astronomen können wir interessantere Details erwarten, als je eine Sonnenfinsterniß geliefert.

Die französische Militärreform.

Noch unter dem unmittelbaren Eindrucke der schweren Niederlagen von 1870—71 führten die Franzosen schon im Jahre 1872 eine Militär-Reform ein, auf der noch jetzt das französische Militärwesen beruht, obgleich sie sich durchaus nicht bewährt hat. Man ist nun aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Heerwesen einer neuen gründlichen Reform bedarf, und die Militärcommission der Deputirtenkammer unter Vorsitz Gambetta's beschäftigt sich zur Zeit auf das Eifrigste mit verschiedenen diese Angelegenheit betreffenden Entwürfen. Obgleich dieselben stark von einander abweichen, hat man sich schon über zwei wesentliche Punkte geeinigt: Die jetzige fünfjährige Dienstzeit soll bedeutend verkürzt und das Einjährig-Freiwilligen-System abgeschafft werden. Außerdem handelt es sich um die Beschaffung des nöthigen Unteroffizier-Bestandes. Hinsichtlich der Aushebung zum Dienste erklärt sich eine Partei für die Wiedereinführung des Loosziehens; wer dabei verliert, soll drei Jahre dienen, und wer gewinnt, soll vom Militärdienst frei sein. Von anderer Seite wird beantragt, daß gewisse Kategorien, Studirende, Künstler, Lehrer, Geistliche u. s. w. der Dienstpflicht gänzlich enthoben sein oder nur kurze Zeit zum Dienst herangezogen werden sollen, was auch hinsichtlich solchen, welchen die Ernährung ihrer Familie obliegt, Anwendung finden soll. Für diesen letzten Punkt trat namentlich Gambetta in die Schranken, während derselbe zugleich beantragte, daß sämmtliche Studirende drei Jahre dienen sollen, da dadurch Heer und Volk enger mit einander verbunden werden und in Wirklichkeit eine Nation in Waffen geschaffen würde.

Baron Reille, gleichfalls ein Mitglied der Commission, ist dagegen ganz anderer Meinung. Er schlägt nämlich vor, eine ständige Armee von 150,000 bis 200,000 Mann zu unterhalten, welche durch freiwillige Anwerbungen, Kapitulationen, Anbieten von Prämien und sonstigen Vortheilen zusammengebracht werden soll, während sämmtliche übrige diensttaugliche Mannschaft nur ein Jahr dienen und dann alljährlich einmal zu kurzen Dienstübungen herangezogen werden soll.

Im Allgemeinen gehen die Ansichten über die Militär-Reform weit auseinander. Der militärische Geist hat aber in den letzten Jahren in Frankreich entschiedene Rückschritte gemacht, und selbst Gambetta wird ihn nicht mehr aufzufrischen vermögen. Die ganze Presse spricht sich für eine Abkürzung der Dienstzeit aus, und der erwähnte Plan Baron Reille's findet immer mehr Beifall, namentlich auch seitens der deutschen Presse. Man würde in der Ausführung eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich erblicken.

W. H. Vanderbilt's Vermögen,

das sich auf $200,000,000 belaufen soll, ist schon oft der Gegenstand mündlicher und schriftlicher Aeußerungen gewesen, welchen die verschiedenartigsten Motive zu Grunde lagen. Diese Anhäufung von unermeßlichem Reichthume in der Hand eines Privatmannes ist auch in der That eine monströse Erscheinung, die wohl dazu angethan ist, nicht nur zum Nachdenken aufzufordern, sondern auch die ernstlichsten Bedenken hervorzurufen. „Geld regiert die Welt" heißt es, und mit zweihundert Millionen läßt sich sicherlich schon ein nicht geringer Theil der Welt regieren. Daß aber in solchen Anhäufungen von Reichthümern eine große Gefahr für unsere republikanischen Institutionen ruht, das liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Beweise.

Ein persönlicher Freund Vanderbilt's äußerte kürzlich Folgendes: „Der Reichthum Vanderbilt's ist die auffallendste Erscheinung unserer Zeit. Man bedenke nur, daß ein einzelner Mensch um $10,000,000 mehr in Regierungsbonds angelegt hat, als alle Banken New York's zusammengenommen! Das Geld, welches das öffentliche Leben dieser Riesenstadt in Thätigkeit erhält, beläuft sich auf ungefähr $60,000,000, und Vanderbilt besitzt allein in Regierungsbonds um ein Sechstel mehr als diese Summe. Glücklicher Weise ist er weder sehr unternehmend, noch sehr herrschsüchtig. Wäre er das, so würde er mit Hülfe seines Geldes einen corrumpirenden Einfluß nicht allein auf die Staatsgesetzgebung, sondern auch auf den Congreß ausüben, und zwar in einem solchen Grade, daß daß dadurch die Freiheit des Landes stark beeinträchtigt würde. Ich hoffe aber zu Gott, daß nicht mehr solche colossale Einzelvermögen in unserem Lande aufgehäuft werden."

Vom Ring-Theater-Prozeß.

Die Wiener Blätter enthalten tagtäglich seitenlange Schilderungen der Verhandlungen des Ringtheater-Prozesses. Wir nehmen aus Blättern vom 5. bis 7. Mai die folgenden Szenen:

Die Geretteten werden vernommen; es sind meist Gestalten, an denen der furchtbare Ernst der Katastrophe seine sichtbaren Spuren hinterlaßen hat, ein gramgebeugter Vater, der Frau und Tochter in dem Unglück verloren hat, ein junges Mädchen, das, kaum dem Unheil entronnen, von der Polizei nach Hause vertröstet wurde, wo es Mutter und Schwester gesund vorfinden würde—eine gutmüthig-grausame Täuschung, an deren Folgen das Mädchen noch heute leidet. Oder es wird gar eine Unglückliche in den Gerichtssaal getragen, die in bewußtlosem Zustande zwar dem Leben erhalten blieb, aber den Verstand verlor und seit jener schrecklichen Stunde nicht wieder in den Vollbesitz ihrer Geisteskräfte kam. Durch solche Zeugen wird denn doch die Tragödie des Brandes zu deutlich in die Erinnerung zurückgerufen. Da muß die Heiterkeit verstummen, die sonst einem skandalsüchtigen Gerichtsauditorium bei mancher nicht gut gewählten Gelegenheit die Mühe des langen Wartens und Zuhörens zu bezahlen pflegte. Und wahrlich, in dem ersten Stadium des Prozesses, als die hohen und niederen Bediensteten wegen ihres Benehmens bei der Katastrophe verhört wurden, hatte das Heiterkeitsbedürfniß der Zuhörer volles Genüge gefunden. Man dachte nicht mehr daran, was für Unglück die Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit angerichtet hatten, die sich dort durch manche naive Aussage bis in's hohle Herz blicken ließ; man empfand nur das Komische an der bitteren Satire und — lachte.

Die niederen Bediensteten hatten natürlich nicht den Ehrgeiz, ihre Vorgesetzten an Pflichteifer und Selbstverleugnung zu übertreffen. Selbstverleugnung ist überhaupt kein zutreffender Ausdruck; die meisten der vernommenen Arbeiter beweisen, daß sie nicht einmal das Wort, geschweige denn den Inhalt des Wortes kennen. Die meisten waren nicht auf ihrem Platz, sondern in der nächsten Nähe davon beim „halben Seitl". Der „halbe Seitl" Wein spielt bei diesen Leuten eine große Rolle. Von denjenigen aber, die auf ihrem Platze waren, gab einer folgende Antworten: Präsident: „Sie standen auf Ihrem Posten?" Zeuge: „Ja." Präsident: „Was thaten Sie da?" Zeuge: „Nix." Präsident: „Und als nun der Brand ausbrach, was thaten Sie dann?" Zeuge: „Dann bin ich fortgegangen." Ein anderes Beispiel: „Was haben Sie im Augenblicke der Gefahr bemerkt?" fragt der Präsident einen der Bediensteten, und die Antwort lautet: „Ein Chorist hat die Strupfen draußen gehabt." Wie muß es in der Seele eines Menschen aussehen, der am 8. Dezember 1881 um ¾7 auf der Bühne des Ringtheaters stand und nichts bemerkte, als daß ein Chorist „die Strupfen draußen gehabt hat!" Und wieder eine andere Gestalt: jener Garderobier, der auf die Frage des Präsidenten, was er beim Anblick des Feuers und der Verwüstung gethan habe, mit bestialisch bornirter Selbstsucht die Antwort giebt: „Ich habe mich zu Hause in's Bett gelegt und getrachtet, nur recht in Schweiß zu kommen." Er denkt gar nicht an die Hunderte, die erstickten, er hat einen einzigen Gedanken, der ihn noch fünf Monate nach der Katastrophe vollständig beherrscht: „nur recht in Schweiß zu kommen."

Man könnte diese Sammlung noch um manche traurigkomische Figur vermehren. Es ist aber immer derselbe Grundzug, derselbe feige Egoismus, dieselbe Indolenz, dieselbe Pflichtvergessenheit! System und Menschen — beide taugten nichts und sie haben beide an der Katastrophe furchtbar Bankerott gemacht.

Um so trostloser nun die Empfindung, mit welcher man das Verhör der sogenannten „Geretteten" liest. Jedes Wort derselben ist eine furchbare Anklage. Es ist aber nicht erforderlich, dem langen Verhör dieser Unglücklichen in's Einzelne zu folgen. Sie detailliren nur die bekannten Berichte von früher bis in die einzelnsten Züge. Es war immer wieder derselbe Gang. Sobald das Feuer aus dem Vorhang hervorbrach, suchte man sich zu retten, aber kaum aus der nächsten Thür gelangt, erlosch das Gas und nun begann die Verzweiflung und die Vernichtung aus der nur wenige sich retteten. In kriminalistischer Hinsicht von größtem Interesse sind die häufigen Aussagen, daß den flehentlichsten Bitten der Geretteten, man möge den noch im Hause Befindlichen Hülfe bringen, keine Folge gegeben wurde. Meistens verknüpfte man die Weigerung noch mit brutalen Drohungen. Ein Zeuge, der pensionirte Hauptmann Fiechi, sagte Folgendes aus: „Die Wachleute sind draußen gestanden, wie bei einer Prozession zum Spaliermachen. (Bewegung.) Als ich auf der Gasse war, hörte ich plötzlich an einer Glasthür klopfen, die Thür öffnete sich endlich und es kamen mehrere Leute heraus. Ich ging hinein und rief in die Finsterniß hinein: „Hierher!" Es war nur eine Dame darin, die auch herauskam. Ich sagte nun zu den Wachtleuten, es müssen noch Leute oben sein. Man sagte mir aber: Nein, es ist Niemand mehr oben. Ich bat, ich beschwor die Leute, ich bot mich zur Hülfeleistung an,—vergebens!"

Ein anderer Zeuge erzählt: „Ich betheiligte mich beim Bergen der Leichen bis Morgens 4 Uhr. Auf dem linken Gange war eine große Anzahl Leichen gewesen, dieselben sind stehend erstickt; vor der Galeriethüre lag ein Haufe von etwa sechzig Leichen, die noch brannten. Ich sagte dies später einem Wachmann, der sagte: Nun, wenn 's brennen thun, lassen Sie 's brennen." Diese brutale Aeußerung rief lebhafte Sensation hervor, sie hat aber während der Verhandlungen schon oft ihresgleichen gehabt.

Die große Goldausfuhr

macht den Finanz-Leuten erhebliches Kopfzerbrechen. Die Dampfer nahmen in voriger Woche $7,600,000 in Gold nach Europa. Der Wucher hat die Produkten-Ausfuhr beinahe ganz zum Stillstande gebracht, und wir sind jetzt genöthigt, unsere Schulden drüben mit baarem Gelde zu decken. Wir weisen nur darauf hin, daß im Monat April die Brodstoff-Ausfuhr nur $9,835,205 gegen $20,421,008 im Parallelmonate von 1881 erreichte, während innerhalb der ersten vier Monate des letzten Jahres für $71,570,621 verschifft, in diesem Jahre aber bis dahin nur für $20,421,008 ausgeführt wurden. Der Grund dieser Abnahme der Ausfuhr ist vornehmlich unserer Spekulationswuth zuzuschreiben. Hätten wir uns hier zu Lande nicht über Hals und Kopf in tollen Wucher gestürzt, so würden die Ziffern heute wohl ganz anders aussehen.

In der Nähe von Buena Vista in Californien hat man eine Höhle entdeckt, in welcher eine Menge Spinnen von auffallender Größe, welche derjenigen eines kleinen Vogels gleichkommt, hausen. Die Spinnen verursachen ein eigenthümliches Geräusch, während sie ihre Netze herstellen, welch' letztere von bedeutender Stärke sind.

Vom Inlande.

Bei einer Cirkulation von 1,040,550 Büchern verlor die öffentliche Bibliothek in Boston im letzten Jahre nur 75 Bücher.

Der fünfjährige Sohn eines Farmers in Oswego County, N. Y., nahm wahr, daß das in der Scheune befindliche Füllen seines Vaters vor Kälte zitterte. Er zündete deshalb das Stroh, auf welchem das Füllen lag, an, um dem armen Thiere die Temperatur etwas angenehmer zu machen. Es dauerte aber nicht lange, so waren das Stroh, das Füllen und die ganze Scheune den Flammen zum Opfer gefallen.

Zu Eureka in Californien starb vor einiger Zeit ein Chinese. Derselbe wurde unter Beobachtung der bei den Chinesen üblichen Formalitäten begraben. Das gebratene Ferkel, welches der Sitte gemäß auf dem Grabe niedergelegt war, wurde jedoch von mehreren Indianerinnen gestohlen und verspeist. Die dies im voraus ahnenden Chinesen hatten übrigens dem gebratenen Ferkel Gift beigefügt, was die Erkrankung der Indianerinnen zur Folge hatte.

Der berühmte Schütze, A. H. Bogardus, welcher sich einem Circus angeschlossen hat, und zwar in der Begleitung seines fünfjährigen Sohnes Henry, wurde kürzlich von diesem in Amsterdam, N. Y., als der Knabe an den Fingerspitzen seines Vaters befestigte Glaskugeln entzwei schießen wollte, in den Daumen geschossen, wobei der Knochen desselben vollständig zerschmettert wurde. Gleichwohl setzten Capt. Bogardus und sein Söhnlein die Vorstellung fort.

Die Bienenzüchter in Los Angeles und San Bernardinas, Cal., erklären, daß der Ertrag der diesjährigen Honigernte ein sehr reicher sein wird.

Der Sekretär des Innern, Teller, sagt, es sei allerdings die Absicht, die Indianer zu entwaffnen, aber nicht gewaltsam, sondern mittels Zureden und Belohnung, wenn sie freiwillig die Waffen abliefern, die Jagd und das herumschweifende Leben aufgeben. Das läßt sich hören, und wenn künftig alle den Indianern gemachten Versprechungen treulich erfüllt werden, so ist zu erwarten, daß diese auf die Entwaffnung nach und nach willig eingehen.

Traurige Nachrichten kommen aus dem San Joaquin Thale in Californien. Nicht nur herrscht dort eine gänzliche Mißernte, sondern die ganze Bevölkerung ist von Masern und Lungenentzündung heimgesucht und es gibt kaum ein Haus, in dem nicht Kranke wären.

Zu Longfellow's Wohnhause gehörten in der Zeit, da Washington dasselbe bewohnte und von hier aus die Belagerung von Boston leitete, hundert Acker Land. Als Longfellow dasselbe erwarb, gehörten nur noch ein paar Acker, die das Haus unmittelbar umgeben, dazu, und der Dichter kaufte die zwischen dem Hause und dem Charles-River gelegene Wiese, um sich den Blick auf den Fluß zu sichern. Diese Wiese will die „Longfellow Memorial Association" ankaufen, auf solcher eine Statue oder ein sonstiges Erinnerungszeichen an den Dichter errichten, und dieselbe bittet, ihr freiwillige Beiträge zu diesem Zwecke im Betrage von je einem Dollar unter der Adresse: John Bartlett, Post Office Box 1590, Boston, Mass., zugehen zu lassen.

Die „New York Tribune" fordert zu Sammlungen für die Hinterlassenen De Long's und seiner Gefährten auf. Es dürfte ein derartiger Schritt vorzeitig, wenn nicht voreilig sein. Wir sind den Schicksalen der Schiffbrüchigen von der „Jeanette" mit Interesse gefolgt und werden dies auch in Zukunft thun. Wäre die Expedition von Erfolg begleitet gewesen, so würde Herr Bennett mit Recht den Löwenantheil an dem Ruhme eingeheimst haben. Ihm legt daher der Grundsatz: „noblesse oblige" in erster Linie die Fürsorge für die Opfer seines Unternehmens nahe. Und, — mag man als Motiv für die ganze Expedition den Zweck, Reclame zu machen, mit mehr oder weniger Grund annehmen, so braucht man doch kein Freund oder Bewunderer des Herrn Bennett zu sein, um ihm zugestehen zu müssen, daß er die Pflichten, die ihm die „Noblesse" auferlegt, seither in anerkennenswerther Weise erfüllt und hierdurch zu der Erwartung berechtigt hat, daß er die Fürsorge für alle Hinterbliebenen der Opfer für eine Ehrenpflicht hält, der er auch in Zukunft entsprechen wird. Außerdem glauben wir, daß unsere Nationalvertretung im Sinne des Volkes handeln wird, wenn sie den Familien der braven Seeleute Pensionen anweist, obgleich dieselben hierzu im juristischen Sinne des Wortes nicht berechtigt sind.

Seitdem Herr Richard Smith von Cincinnati den ihm beigelegten Titel „Diaconus" zu so hohen Ehren gebracht hat, hat der Sonntags-Fanatiker Wm. Richardson in Brooklyn die Zeitungen dort und in New York ersucht, ihn nicht mehr mit der Bezeichnung „deacon" zu beehren, da er derselben nicht würdig sei. Die Blätter sprechen jetzt nur noch von dem „ex-deacon" Richardson.

In dem New Havener Mordprozesse ist es dem öffentlichen Ankläger seither nicht gelungen, den gegenwärtigen Aufenthalt eines John J. Gilchrist zu ermitteln. Dieser wichtige Zeuge hat in der Voruntersuchung ausgesagt, er habe die beiden Malley's und die Jennie Kramer am Abend vor Auffindung der Leiche der Letzteren zusammen gesehen. Der Postmeister von New Haven, Herr N. D. Sperry, hat seine Beamten angewiesen, etwaige an Gilchrist eingehende Briefe an ihn—den Postmeister—abzuliefern. Was will der Herr mit diesen Briefen thun? Die Adressen mag er studiren, aber hoffentlich und so sehr die Ueberführung der Malley's zu wünschen ist, sind doch unsere Postämter noch nicht zu Agenturen der Geheimpolizei geworden.

Während des am 19. d. M. in der „Church of the Annunciation" stattfindenden Abend-Gottesdienstes kam ein junger Mann von auffallend bleichem Aussehen und derangirter Garderobe in die Kirche und nahm in einem der von der Kanzel am weitesten entfernten Kirchenstühle Platz. Während der Geistliche den Text für seinen Kanzelvortrag vorlas, ertönte ein Schuß, und der Fremde wurde mit einem noch rauchenden Revolver in der Hand und aus einer Wunde in der Brust blutend todt aufgefunden. In seinen Taschen fand man ein französisches neues Testament, auf dessen erster Seite sich die vom 2 April d. J. datirte Inschrift befand: Meinem Adrian Renandin von seinem Vater Louis Bastide.

In den ersten beiden Wochen des laufenden Monats hat die Unsitte des Sich-Absentirens im nationalen Repräsentantenhause so um sich gegriffen, daß im Durchschnitt 119 Abgeordneten, das ist 41 Procent der 291 Repräsentanten, bei dem Aufrufe der Namen nicht anwesend waren. Die Wähler der einzelnen Staaten werden voraussichtlich und hoffentlich diese Pflicht versäumniß bei den Herbstwahlen nicht ganz übersichtlich lassen. Der Vorwurf der Pflichtwidrigkeit trifft die Repräsentanten aus beiden Parteien.

Phil. Rappaport,

Rechtsanwalt,

95 Ost Washington Str.,

Zimmer 12 und 13. Indianapolis, Ind

Vom Auslande.

— Nach siebzehn Jahren verhaftet. Im Frühling des Jahres 1865 stand vor dem Gerichts-Tribunal in Rom ein gewisser Guiseppe Silvestri angeklagt, seinen Nachbar ermordet zu haben. Das Urtheil lautete auf lebenslängliche Galeerenhaft. Dem Mörder gelang es indeß bald darauf, während einer finstern Nacht aus dem Kerker zu entspringen und konnte man auch keine Spur mehr von ihm auffinden. Vor einigen Tagen kam nun in das Städtchen Tivoli bei Rom ein neuer Polizei-Commissär, der sogleich bestrebt war, die Honoratiorenen des Ortes persönlich kennen zu lernen. Bei einem Besuche, den er einem dortigen Bürger machte, traf er zufällig mit einem Bekannten zusammen, in welchem er sogleich den entsprungenen Mörder Silvestri erkannte. Letzterer, der schon seit einigen Jahren als glücklicher Familienvater in Tivoli lebte, wurde sogleich verhaftet und nach Rom geschafft, von wo er nun in den nächsten Tagen auf eine Galeere gebracht werden wird.

— Die Fortschritte im Stahlschiffbau, welche man jetzt in Großbritannien macht, sind erstaunlich. Nicht nur sind zwei der zuletzt fertig gewordenen Dampfer im Stande gewesen, die Reise nach New York in 7 Tagen und 6 Tagen 21 Stunden zu machen, sondern das soeben von John Elder für Australien bestimmte Stahldampfboot „Austral" wird als fast unsähig geschildert, unterzugehen. 19 Compartments füllen den Raum zwischen den doppelten Wänden, und der eigentliche Raum ist in 13 Compartments getheilt, von denen 10 vom Hauptdeck aus zugänglich und alle wasserdicht sind. Da der Raum selbst aber wieder durch drei Decke getheilt ist, so kann der obere Theil des Schiffes nicht unter Wasser kommen, auch wenn der untere ganz mit Wasser gefüllt wäre.

— Von einer merkwürdigen Verschwörung erzählt Il Diritto. Eine Familie in Madrid nahm ein neues Dienstmädchen auf, welches durch sein bescheidenes, anständiges Betragen, seinen Fleiß und mögliche guten Eigenschaften, sich die Zuneigung aller Familienglieder erwarb. Nachdem einige Monate vergangen waren, wurde das Mädchen von den schwarzen Blattern befallen, und die Herrschaft beschloß, die Kranke nicht nach dem Hospital zu senden, sondern im Hause behandeln zu lassen; der wirklich aufopfernden Pflege war es zu danken, daß das Mädchen genas. Alles im Hause freute sich, nur diejenige, welche am meisten Ursache dazu hatte, nicht; sie wurde im Gegentheil von Tag zu Tag trauriger und kündigte endlich ihren Dienst. Entrüstet über die durch dieses Benehmen zu Tage tretende Undankbarkeit, machte der Herr ihr Vorwürfe, und da gestand sie denn unter Thränen, daß sie einer Gesellschaft von Dienstboten angehöre, die sich unter einander verbündet hatten, um ihre Herrschaften zu bestehlen. Jedes Mitglied der Gesellschaft sei verpflichtet, von allen Schlüsseln, deren es habhaft werden könnte, Wachsabdrücke zu liefern; ferner der Centralleitung genaueste Angabe über die regelmäßige Speisezeit, über Anwesenheit und Abwesenheit der Herrschaft zu machen und so die Gelegenheit zu Einbrüchen festzustellen. Sie selbst habe bereits vor ihrer Krankheit der Gesellschaft die von ihr verlangten Angaben gemacht, und ertrage es nicht, in einem Hause, in welchem sie so viele Liebe und Güte erfahren, zu verbleiben, nachdem sie es so schmählich verrathen habe. — (Uns klingt die Geschichte sehr unwahrscheinlich. D. Red.)

— Eine Tragödie des niedrigsten Eigennutzes fand dieser Tage vor dem Assisenhof des Marine-Departements ihren Abschluß. Gustave Guillot, der im Jahre 1860 zu Tarbes geboren ist, kam mit 15 Jahren nach Paris und lebte hier als gewerbsmäßiger Zuhälter. Im vorigen Jahre machte er in einem Ballokale in einer der Vorstädte die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, Namens Claudine Bordin, deren Geliebter er nun wurde und deren Schönheit er in der gemeinsten Weise auszunutzen gedachte. Das junge Mädchen aber weigerte sich energisch, sich zu prostituiren, obwohl ihr Guillot des öfteren das Messer an die Kehle setzte, um sie seinen Plänen geneigter zu machen. Endlich flüchtete das arme Mädchen und ließ sich in die Truppe eines herumreisenden Cafe Chantants aufnehmen, mit welcher sie im Januar des Jahres nach Chalons-sur-Marne ging. Guillot aber wollte das Mädchen, das er schon als eine billige Erwerbsquelle betrachtet hatte, nicht lassen und schrieb ihr mehrere Drohbriefe, in denen er immer und immer wieder Geld verlangte. Als er darauf keine Antwort erhielt, machte sich der Lump wirklich auf den Weg nach Chalons und suchte das Lokal auf, in dem seine ehemalige Geliebte beschäftigt war. Als Claudine ihn sah, bat sie mehrere ihrer Collegen, sie in ihr Hotel zu begleiten. Guillot wurde nun während der zwei folgenden Tage nicht gesehen, er hielt sich unter den Bogen der Marne-Brücke verborgen und alle Nachforschungen der Polizei nach ihm blieben vergeblich. Am Morgen des dritten Tages—es war der 8. Januar—ging er in das Hotel Claudines und traf sie allein im Speisesaal. Sie gab ihm zwei Francs, die er auch annahm und sich dann entfernte. Er ging in ein Eisengeschäft und kaufte sich dort für das eben erhaltene Geld ein großes Messer, mit dem er nach dem Hotel zurückkehrte. Hier lockte er Claudine auf ihr Zimmer und nach wenigen Minuten rief das Hilfegeschrei der letzteren das ganze Hotel zusammen. Sie lag sterbend auf ihrem Bette, von acht Messerstichen durchbohrt. Der Mörder, ein blasirter Bengel, der richtige Typus des Monsieur Alphons der Faubourgs, legte bei der Gerichtsverhandlung keinerlei Reue an den Tag und nahm auch das Todesurtheil, welches die Geschworenen gegen ihn aussprachen, ziemlich ruhig entgegen.